



Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 40 Freitag, 6. November 1925

Ein Heimatbruder

Der Wanderer, irrend in der Ferne,
Wo fremd das Tier, der Baum, das Kraut,
Wo fremd die Nacht und ihre Sterne,
Wo fremd und tot der Menschenlaut,
Wie fühlt er sich allein, verstoßen,
Wie leuchtet sein Herz im fremden Land,
Wenn plötzlich er den Sprachgenossen,
Den heimatischen Bruder fand!

Nikolaus Lenau.

„Sie lagen auf der Bärenhaut.“

Ein Beitrag zur Ehrenrettung unserer Vorfahren von Friedrich Köhler.

Ein schönes Ständchenlied, das Lied von den alten Deutschen, die am Ufer des Rheines saßen, auf der Bärenhaut lagen und immer noch eins tranken. Schön, aber gefährlich; ist es doch dazu angetan, einen Zergewissen zu verewigen, der ohnehin schon stark genug im deutschen Volke wurzelt und es seine eigenen Vorfahren in falligem Lichte sehen lieh.

Tragt man heute einen Deutschen, wie er sich das Leben und die Kultur der germanischen Vorfahren um die Zeit Christi noch früher vorstelle, so wird man, aus den Gebildeten, mit nur geringen Ausnahmen eine Antwort erhalten, wonach die alten Germanen Barbaren waren, die in ganz primitiven Hütten wohnten, von Jagd und Fischfang lebten, ihre Hauptnahrung in Mettrinken und Würstchen erblickten und im übrigen jede Kultur entbehrten. Man beruft sich dabei auf Tacitus, der ja in seiner „Germania“ Land und Volk der Deutschen genau so geschildert habe. Der aber ist keineswegs als einwandfreier Zeuge anzusehen.

Die prähistorische Wissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten immer mehr gelernt, aus den Funden der Vorzeit den Kulturzustand jener Perioden mit einiger Sicherheit festzustellen. Die Möglichkeit dazu war um so größer, als wir aus Gräberfunden und Gelegenheitsfunden eine erfreulich große Anzahl geeigneter Gegenstände besitzen.

Der Perioden des Gebrauches von Eisen für Waffen und Geräte, deren Anfang in Germanien etwa 200 Jahre vor Christus angelegt wird, ging eine Bronzezeit voraus, die wiederum etwa 5000 vor Christus der Steinzeit folgte. Lassen wir die Steinzeit unberücksichtigt, so zeigt uns die Bronzeperiode, daß schon damals, also Jahrhunderte vor der Römerzeit, in Germanien eine hochentwickelte Kultur bestanden haben muß. Unsere Vorfahren mußten schon damals schiffbar gewesen sein und Ackerbau und Viehzucht betrieben haben. Davon zeugen uns die skandinavischen Felsbilder mit Abbildungen pflügender Bauern, die Flügel mit zwei Pferden bespannt. Gerade in Skandinavien und Dänemark sind viele wertvolle und für die Aufklärung wichtige Funde gemacht worden, und diese Funde haben für uns soviel besondere Bedeutung, als gewichtige Gründe dafür sprechen, daß Skandinavien die Urheimat des germanischen Stammes ist. Aus einer reichen Fülle von Funden der Bronzezeit aus Skandinavien, Dänemark und Deutschland wissen wir auch, daß man z. B. schon damals Wagen mit vier Rädern gekannt und gebraucht hat und zwar hochgebaute Wagen mit Speichenrädern. Wir wissen, daß die Frauen in jener Zeit Gewebe aus Wolle und Leinen mit verschiedenartigen und sehr gefälligen Mustern zu weben verstanden und diese mit Stickereien

verzierten. Das Skelett eines, neben seinem Herrn im Grabe beigesetzten Pferdes ließ uns erkennen, wie seine Beschirung und sein Kopfschmuck gewesen sind. Besonders zahlreich aber und auffallig sind die Funde an Waffen, Rüstungen und an Schmuck, sowie an kleinen bronzernen Gerätschaften des täglichen Lebens, die den Männern und den Frauen mit in die Gräber gegeben worden waren. Und diese Waffen zeigen eine so prächtige künstlerische Arbeit, weisen so schöne Rüstungen von erstem Geschmacks auf, die Gerätschaften und Schmuckgegenstände sind so zierlich gearbeitet, mit Mäandern, Spiralen und Bänderverzierungen so reich und doch so geschmackvoll ausgestattet, daß sie unseren heutigen Goldschmieden sehr wohl zum Muster dienen können und vielfach auch schon gedient haben. Trinkhörner mit Silberbeschlag, goldene und silberne Trinkgefäße sind vereinzelt ebenfalls gefunden worden. Die bekannten „Luren“, eigenartig geformte dreieckige Hörner von besonderem Wohlklang, lassen den unabwiesbaren Schluß zu, daß jene Zeit auch die Musik schon gekannt und gepflegt hat.

Ein Volk, das solche hervorragende Schöpfungen hervorbrachte, mußte nicht nur sehr behaft sein, sondern auch ein wohlgeordnetes Staatswesen besitzen, in dem Handel und Gewerbe, vor allem das Handwerk der Waffenherstellung, blühten. Auch gute und ausreichende Wegeverbindungen mußten vorhanden sein, auf denen die Rohprodukte (Erz usw.) den Verarbeitern, die fertigen Erzeugnisse den Verbrauchern zugeführt wurden. Es ist darum auch wohl nicht angängig, zu glauben, daß die Römer die Wegeverbindungen neu angelegt hätten. Sie haben die Wege lediglich für ihre Zwecke ausgebaut, ebenso, wie später Karl der Große und, in neuerer Zeit, Napoleon.

In ganz Deutschland sind sich diese Spuren einer bronzezeitlichen Kultur und sie lassen in der Vorzeitzeit zur Eisenzeit und in dieser selbst keinerlei Rückschlüsse erkennenbar werden. Hören aber dann im westlichen Deutschland fast unvermittelt auf, während sie im übrigen Deutschland noch weiterhin festzustellen sind. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Veränderung in Westdeutschland mit dem Auftreten der Römer in Zusammenhang bringen. Diese „Kulturbringer“, die den Germanen römische Gebräuche aufzwingen wollten, haben durch ihre Kriege vertrieben und gewirkt, die Jahrhunderte alte germanische Kultur zerstört, wohin sie kamen.

Das Zeugnis des Tacitus spricht nur scheinbar dagegen. Man muß bedenken, daß er, klar erkennbar nur das Germanien westlich der Weser kennt und schildert, und daß er, oder seine Gewährsmänner, das Land so sehen, wie es etwa fünfzig Jahre nach der Römerzeit war. Was vorher an Kultur in dieser Gegend vorhanden gewesen, war durch die Römer sicherlich mit Rumpf und Stumpf vernichtet worden. Mehr als zwanzig Jahre hatte die Römerherrschaft in Westdeutschland gedauert. Drusus hatte den Krieg ins Land hineingetragen, das bis dahin nur weniger schicksalsschwere Stämme gekannt hatte. Tiberius machte das Land zwischen Ruhr und Lippe menschenleer, indem er, 8 v. Chr., 40.000 Sarmaten heimtückisch ihrer Führer beraubte und auf das linke Rheinufer verpflanzte. Dann durchzog er das Land bis zur Elbe, kreuz und quer, fegend und brennend, raubend und plündernd. Später kam Varus als Statthalter, der schon das reiche Syrien, sich selbst bereichernd, arm gemacht hatte. Da trat Armin als Ketter auf, der das germanische Volk zur Einheit und die lang unterdrückte Mut der Germanen fand ihre Befreiung in der Vernichtung der Bedrucker Varus und seines ganzen Heeres. Frei war nun das germanische Land zwischen

Weser und Rhein, aber durfte es dem ersonnenen Frieden trauen? Ausgelogen, ausgepreßt bis aufs Blut, war es bitterarm geworden, aber durften die Notleidenden wagen, ihre Felder wieder zu beackern, Vieh heranzuzüchten, Habe zu erwerben, die der Römer dann doch wieder an sich nahm, wenn er mit noch größerer Heeresmacht wiederkam? Und er kam wieder. Fünf Jahre nach der Varusschlacht überfiel Germanicus die ahnungs- und sorglosen Marzen in der Gegend an der mittleren Ruhr, teilte sein Heer in vier heillosen Haufen und vernichtete das Gebiet ringsumher 50.000 Schritt weit mit Feuer und Schwert. Im folgenden Jahre drang er noch weiter ins Innere vor, erst durchs Hesselnd bis zur Fulda, dann die Ems hinauf bis in den Arnberger Wald. (Vergl. meine Schrift „Wo war die Varusschlacht?“ Dortmund 1925) Und im Jahre 16 n. Chr. wiederum bis zur Weser. Er wurde zwar im Arnberger Wald und an der Weser in mehreren Schlachten von Arminius blutig heimgeschieden, so daß die Römer von da ab sich nicht mehr in das rechtsrheinische Germanien hineinwagten, aber die Germanen mußten doch noch lange nachher, noch jezt, zwanzig, dreißig Jahre später in fester Furcht vor neuen römischen Überfällen leben.

Westdeutschland war entvölkert, seine Acker und Weiden verunreinigt, verunreinigt, die Bewohner völlig verarmt. Die materielle Kultur war den Bewohnern vernichtet, doch die sittliche Kultur hatten sie, trotz allem, bewahrt. So sah und schildert sie Tacitus. Er schrieb also wohl die Wahrheit, doch er verschwieg, daß die Arminiuszeit Westgermanien ebenfalls auf das Schuldkonto Roms zu schreiben war. In einer Zeit aber, in der man Tacitus und den anderen römischen Schriftstellern noch kritisch alles glaubte, entstand jenes Lied von den alten Deutschen, die „immer noch eins“ tranken. Heute wissen wir, daß damals unsere Vorfahren ein bitteres Los trugen, daß sie hart und schwer um ihr bloßes Dasein kämpfen mußten. Mühselig schlugen sie sich durch und hatten wahrlich keine Zeit, in dem Sinne, wie wir es heute verstehen, „auf der Bärenhaut“ zu liegen.

Das Salz

Kulturhistorische Blauderei von Hans Wege.

Schon in den frühesten Kulturepochen kannte man das Salz und seine wunderbare Wirkung. Allerdings zuerst wohl nur in den Ländern, die an der Meeresküste lagen oder die einen Salzsee oder Brunnen ihrer eignen nennen durften. Auch bei den Griechen kannten zu Homers Zeiten wohl nur die Küstenbewohner das Salz. Dieses scheint wenigstens aus Tiresias Antwort hervorzugehen, als Odysseus ihn in der Unterwelt aufsuchte, um ihn wegen seiner endlichen Heimkehr zu befragen. Der Geher sprach: „Bis du wandernd des Wegs zu Menschen gelangst, die das Meer nicht kennen und auch mit Salz nicht mengen die leibliche Nahrung.“

Auch später noch handelt es sich in den Vätern des klassischen Altertums bei der Erwähnung von Salz immer um Meersalz. Polyphon nennt es das heilige Eis des Poseidon, und Plutarch zählt es unter den Seeprodukten mit auf. — Den Ägyptern, den Vorläufern der europäischen Kultur, lieferten die Lagunen des Nildeltas reichlich Salz. Sie hatten aber auch einen sehr starken Verbrauch an diesem Mineral. Bei der dort herrschenden allgemeinen Sittlichkeit, die Toten einzubalsamieren, spielte das Salz eine große Rolle. Der Leichnam kam erst längere Zeit in ein starkes Salzlaugenbad, um ihn zu konservieren und vor der Zersetzung zu schützen. Später erst begann die eigentliche Einbalsamierung.

Ein teures Omelett.

Drei amerikanische Touristen bestellten in einem abgelegenen Wirtshaus in den Pyrenäen ein Omelett. Nachdem dasselbe fertig war, kam die Wirtin mit der Rechnung, die über 30 Franken lautete. Auf die Frage des Amerikaners, ob das Omelett so teuer sei, weil in dieser Gegend die Eier so selten wären, antwortete die Wirtin: „Die Eier sind hier keine Seltenheit, aber die Amerikaner.“

Die Zensur von hinten.

In der „Pravda“ finden wir folgendes Vorgesprochen-Stücklein:
Ein Moskauer Verlag reichte der Zensurkommission ein Theaterstück zur Prüfung ein. Das Stück spielt in Afrika und zwar zwischen zwei Völkern, die der Dichter als die „Blau-Hinterleibigen“ und die „Rot-Hinterleibigen“ bezeichnet hatte. Die Kommission gab das Stück frei unter der Bedingung, daß die Benennung „Rot-Hinterleibige“ durch „Gelb-Hinterleibige“ ersetzt würde, da sie es für unangebracht hielt, daß in diesem Zusammenhang die symbolische rote Farbe ins Gedächtnis gebracht würde.

An der alten Westfront.

In der Gegend der früheren Front im Westen, wo heute die in Trümmern gelegenen Häuser wieder aufgebaut sind und die Felder wiederum durch den Pflug bearbeitet werden, spürt noch immer die Erinnerung an den jahrelangen Kampf, der sich dort abgespielt hat. Ein und wieder bleibt an der Flugkugel ein feiner Uniform hängen. Dann weiß der Bauer, was zu erwarten ist. Dem Prüfer „Standards“ zufolge ist (in Frankreich) ein besonderer Dienst eingerichtet, dem in solchen Fällen die Ausgrabung der Leberreste eines Gefallenen obliegt. An einer anderen Stelle macht sich plötzlich eine Einlenkung des Bodens bemerkbar. Ein alter Unterstand wird freigelegt, weil die morsch gewordenen Stollenbretter die Erdschicht nicht länger tragen. Zwischen Compagnie und Compagnie werden noch fortwährend Granaten (Blindgänger) gefunden und ausgegraben, während anderwärts, z. B. an der Döse-Front, verlassene Schützengräben einfinden. In einem Laufgraben bei Parisine liegt auf solche Weise die Leiche von einem französischen Gefallenen zum Vorschein gekommen. Sieben von ihnen konnten mit Hilfe von Papieren und Stammbuchnummern identifiziert werden. Etwas entfernt davon fand man die Leiche eines Deutschen, die zum Deutschen Friedhof überführt wurde.

Bücherfisch

Der heilige Nil. Von Dr. A. Berger. Mit 16 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G.m.b.H. Berlin.

Zu den wenigen Deutschen, die die Welt in ausgedehnten Gebieten nicht nur gesehen, sondern auch zu ihrer Erforschung beigetragen hatten und es verstehen, von ihren zahlreichen Reisen frisch und unterhaltend zu erzählen, gehört der bekannte Dr. A. Berger. Er hat jetzt im Volksverband der Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag, Berlin) ein neues Buch veröffentlicht: „Der heilige Nil“. In diesem Werk schildert er, wie er selbst als Jäger, Arzt und Forschungsreisender bis zu den Quellen des heiligen Stromes vorgedrungen ist. Aber damit nicht genug, weiß er in außerordentlich spannendem Auf und Ab von Selbstleben und Erleben die ganze Geschichte des Landes von den Urzeiten bis auf die jüngste Vergangenheit aufzurollen. Er erzählt von den Expeditionen, die schon die Römer unternommen haben, um die Quellen des Nils zu finden; er berichtet von der Tätigkeit Emin Paschas, von den Reden Latins, von der Herrschaft des Mahdi, aber immer wieder unterbricht er diese geschichtlichen Rückblicke durch eigene, zum Teil auch humoristisch gefärbte Erlebnisse. Das Buch in halblebender gebundene Buch ist mit 16 Einheitsbildern nach eigenen, zum Teil höchst seltenen Aufnahmen des Verfassers geschmückt. Es ist in der Jahresreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde erschienen, d. h. gehört zu den Bänden, die sämtliche Mitglieder des Verbandes vierteljährlich abnehmen. Wer sich über die Einrichtungen, über die beifolgende geringen Preise und vor allem über die sonstigen Verlagserscheinungen des Verbandes unterrichten will, dem empfehlen wir, kostenlos Druckschriften bei der Geschäftsstelle des Volksverbandes der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 42/43 anzufragen.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena Druck und Verlag: P. A. Sank Altena.

Am Ausguck

Wälder der Neuzeit.

Die Norweger erheben bekanntlich Anspruch darauf, die Entdecker Amerikas zu sein. Vor etwa tausend Jahren soll der Wikinger Leif Ericson an der Küste von Massachusetts gelandet sein, also fünf Jahrhunderte vor Kolumbus. Der junge norwegische Kapitän Folgero will diese kühne Fahrt im nächsten Jahre mit drei Freunden wiederholen und sich dabei eines Schiffes bedienen, das genau dem im Museum von Oslo aufbewahrten Wikingerschiff gleicht. Die Reise soll über Dover, Kap Finisterre, Madeira, Sattaras nach New York, Boston, Chicago und durch den Panamakanal zur Westküste Amerikas gehen. Sie soll bewirken, daß eine Entdeckung Amerikas durch Wikinger wohl möglich war. Und doch dürfte diese Fahrt nicht ganz der Leif Ericsons entsprechen: Kapitän Folgero weiß, wo Amerika liegt — Ericson wußte es nicht. Gottfiedank.

Stare in Amerika.

Die Einbürgerung der Stare in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat nach den neuesten Berichten des Ackerbauministeriums überraschende Fortschritte gemacht. Im Jahre 1880 erfolgte die Einführung im Gebiete von New York. Als Brutvogel ist der Star während der ersten sechs Jahre seines amerikanischen Bürgerums auch nicht über die Grenzen des Einführungsgebietes, — die weitere Umgebung von New York, — vorgedrungen. Dagegen fand er sich nach weiteren vier Jahren bis etwa 50 Kilometer stromaufwärts am Hudson und auf ganz Long Island. 1922 bewohnte er schon das ganze Gebiet zwischen dem St. Lorenz-Strom, dem großen Seen, Ohio und Virginia. Jetzt ist er südwärts bereits über Carolina hinaus, westwärts bis Illinois und Tennessee, nordwärts in Kanada (Montreal) angetroffen worden.

Zunahme der Geisteskrankheiten in New York. Charles Dona, Professor der Medizin an der Universität Cornell, New York, erklärte kürzlich in einem längeren Artikel, daß die Zahl der in die Hospitäler des Staates aufgenommenen Geisteskranken sich 1909 bis 1915 auf 496 belief. Infolge des Prohibitionsgesetzes sei eine kleine Abnahme der Erkrankungen durch Alkoholisierung eingetreten, dagegen eine bedeutende Zunahme der unheilbaren Fälle. Ebenso habe die Dementia Praecox, Irrenfrenn der Jugendlichen, von 16 auf 29 Prozent aller Erkrankungen zugenommen. Er ist der Ansicht, daß nicht die totale Entziehung von Alkohol solche schädliche Wirkungen habe, sondern die durch die Prohibition geförderte Unmäßigkeit. Noch viel schärfer beurteilt Professor Stockard von derselben Fakultät die Abschaffung des Alkoholgenußes. Er behauptet, daß der Gebrauch von Alkohol die menschliche Rasse durch Eliminierung der nicht auf der Höhe stehenden Individuen verbessert habe. Es sei ein Zeichen guten Masseblutes, wenn Leute den Alkohol mäßig und weise genießen könnten, während das Umgekehrte auf schlechte Rasse hindeute. In dem Artikel Professor Donas wird ferner noch gesagt, daß die Mehrzahl der Ärzte Alkohol als therapeutisch unentbehrlich ansehen.

Ein teurer Kran.

Unter dem Titel „Reparationslieferungen“ erhielt das Arsenal in Toulon einen elektrischen Kran für eine Leistung von 110 Tonnen. Zu seiner Bedienung wurden drei deutsche „Spezialisten“ berufen, die einen Tagelohn von je 4 1/2 Dollar erhalten. Über der Kran wollte nicht so recht in Gang kommen. Ein vierter deutscher Ingenieur wurde eingestellt; er beendete monatlich 5000 Franken (1000 Goldmark) Gehalt. Der Kran dürfte im Laufe der Zeit etwas teurer werden.

entworfene. Sie ernährt sich hier von Fischbrut und Fischen, von Wasser, erlängte aller Art, und wenn sie gelegentlich auf die alte Lebensweise zurückverfällt, entpuppt sie sich auch dabei als großer Schling, indem sie das Korn an dem Felde und selbst in der Scheune anknüpft. Sie ist so zu einer Plage des Landwirts geworden. Gestirbtet ist allgemein verhaftet ist sie deshalb, weil sie lüster, Straßen und Dämme unterwühlt Tausende von Kronen haben böhmische Herrschaften aufwenden müssen, um die von der Wisamratte angerichteten Verwüstungen wieder auszubessern.

Wie schon hervorgehoben wurde, fällt ihr Nagen gegenüber ihrer Schädlichkeit nicht ins Gewicht. Ihr Fleiß wird zwar hier und da geachtet, kann jedoch niemals Volksnahrung werden, und wenn ihr Pelz auch ein paar Groschen einbringt, so wird damit auch nicht im kleinsten Teile der Schäden wettgemacht, den ihre Nagezähne, ihr Appetit und ihre Wühlspitzen verursachen.

Was man heute von ihr hält, läßt sich aus der Mobilmachung aller möglichen Hilfsmittel gegen sie erkennen, die ihre Ausbreitung eindämmen und verhindern und möglichst die ganze Elppschicht ausrotten sollen. Letzteres ist aber voraussichtlich nie eintreffen, denn die Wisamratte ist schon zu weit, sogar bis an die Weser, verbreitet, und ihre Eigenschaft als Nachtkriecher schützt sie gegen viele Gefahren. Außerdem ist sie recht wehrhaft; wer sie mit Stutzen jagen will, muß scharfe, kräftige, geschulte Tiere führen.

Die Jagd im November

Dem Jäger bietet sich in diesem Monat reiche Gelegenheit zur Jagd auf allerlei Wild, doch soll er immer daran denken, daß es nicht allein jagen, sondern auch hegen für ihn heißt. Novembersturm hat die letzten Blätter von den Bäumen gerissen. Oft treten schon starke Nachfröste auf und es kann nun geschehen, daß über Nacht eine Schneedecke das Land bedeckt, die vielen Wilde die gewohnten Versteckmöglichkeiten nimmt. Hier hat der Jäger mit seiner Hilfe einzugehen.

Das Edelmilch steht in den wärmsten Dikungen. Die Geschlechter haben sich derart getrennt, daß die Spießer und geringen Hirsche beim Rahmwild bleiben. Starke Hirsche rudeln sich zusammen oder gehen allein. Seidekraut, Trockenlaub, Eichelmast wird angenommen. Des Nachts tritt das Wild mit Vorliebe auf Feldfahndere oder üppig eingemachte Saalen aus. Ist es dunkel, so kommt es oft schon in der achten Stunde oder früher, bei Mondlicht meistens erst zwischen zehn und elf Uhr. Auf gepflegten behandelten Reviere werden die abgegrünsten starken Hirsche nicht mehr geoffen, dagegen ist dort, wo zu viel Mutterwild vorhanden ist, jezt durch Abschluß eine weidmännische Regelung der Geschlechter vorzunehmen. Wo diese Voraussetzung nicht zutrifft, wird sich der verständige Jäger auf die Begnabe einiger Gelliere beschränken. Bei starkem Schneefall lasse man an verschiedenen Orten das Seidekraut freischaukeln.

Die Sauen sind feist. So lange der Schnee nicht gar zu hoch liegt, finden sie an Eichen- und Buchelmast Nahrung. Wo gestirbt wird, sind die Futterplätze instand zu setzen, und ist bei Schnee mit dem Anhördern zu beginnen. Jede Neue ist zu benutzen, um die Sauen auszumachen.

Die Rehe tragen ihr Winterkleid und stehen, wenn sie nicht durch Saatfelder gelockt werden, in den Dikungen des tiefen Waldes. Bei Regen und Schlawetter findet man sie im hohen Holze oder in raunen Stangenorten. Es empfiehlt sich, einzelne Revierteile, besonders solche, in denen Salzlecken liegen, niemals treiben zu lassen. Das Wild neigt sich die Freistätten genau. Der Bod wirkt ab und ist dann für den gerechten Jäger nicht mehr jagdbar.

Das Auergeflügel sucht an Waldbeeren, Eichen, Bucheln und Knospen aller Art Nahrung, mit der Jagd ist es, die Hennen unbedingt, zu versehen.

Vom Birchwild können die Hähne, wo sie zahlreich sind, gelegentlich auf Treibjagden geschossen werden.

Der Falsch des Fuchses wird jezt gut. Bei Frost fiedt der Fuchs mit Vorliebe in Brüchen und Mohrhäusen, sonst liebt er recht warme, krautreiche Dikungen. Jede Neue ist zu benutzen.

Der Dachs begibt sich, feist, in den Winter, dem er sich in den wolausgewählten Kesseln seines Baus hinlegt. Hier kann er, wo es der Bestand erlaubt, getrieben werden. Will man die Dachs schonen, so stört man die Mutterbaue im November nicht mehr.

Herodot erzählt, daß zehn Tagereisen vom ägyptischen Theben entfern dem ammonischen Tempel natürliches Salz lag in großen Klumpen aufgeschichtet. Dagegen erwähnt später Sallust, daß die Römer meistens von Wilbret und Wlad lebten und weder Salz noch andere Reizmittel begehrien, das heißt, das Salz war ihnen unbekannt. Den Semiten lieferte das tote Meer und die es umgebenden Salzfläulen das beliebte Mineral in reichem Maße. — Besonders geschätzt war im Altertum das megarische Salz, das aus den Nisaia-Salinen gewonnen wurde. Es war scharf und trocken, und wurde besonders gern zum Einfeinigen verwandt, aber auch für medizinische Zwecke wurde es bevorzugt. Plinius behauptet, das beste Meer-salz käme von Salamis auf Zypern.

In der Zeit der römischen Könige gewannen die Römer das Salz aus Salinen, unter denen man Salzteiche, die in der Nähe des Meeres lagen, zu verstehen hat. Die Sage schreibt dem König Ancus Marcius ihre Anlage zu. Von diesen Salinen führte eine Straße in das Land und in die Berge hinein, auf der den fern vom Meer Wohnenden das Salz gebracht wurde. Diese Straße, die Via Salaria, war Roms erster Handelsweg.

Die Indogermanen haben, als sie ihre Wohn-sitze in Asien verließen und der Abendsonne entgegenzogen, das Salz allem Anschein nach erst auf dieser Wanderung kennen gelernt. Aus den in großen Stücken vorkommenden Steinsalzen baute man in einigen Gegenden sogar die Wohnhäuser. So berichtet Plinius, daß die Amenter, die westlich von der großen Eryth wohnten, solche Salzsteinbauten aufwiesen. Das gleiche erzählt Herodot von den Bewohnern der südlich vom Atlasgebirge gelegenen Sand-wüste. In Nordafrika gab es überhaupt viel Steinsalz. Man schnitt, da es hart und schnee-weiß war, Geräte, Göttergestalten und Tier-bilder daraus.

Um den Besitz salzhaltiger Flüsse und Quellen fanden blutige Kämpfe statt. Tacitus spricht in seinen Annalen von einem Krieg zwischen Ver-munduren und Chatten im Jahre 56, die um den Besitz des salzhaltigen Grenzflusses kämpf-ten, ebenso wie einige Jahrhunderte später die Römern und Burgunder um die in ihrem Grenzgebiet liegenden Salzquellen. Es han-delte sich bei den Chatten wohl um die Werra, bei der ja auch heute noch Salinen liegen. Tacitus selbst erwähnt den Namen des Flusses nicht. Es wird sich wohl auch nicht um den Fluß allein gehandelt haben, da die deutschen Flüsse nur verschwindend wenig Salz führen.

Die Gallier und die Germanen gewannen das Salz, wie alte Schriftsteller melden, indem sie salzhaltiges Wasser über brennendes Holz gossen. Auch wurde salzhaltiges Schilf und Rohr verbrannt, die Asche in Wasser geschüttet und dieses verdampft, bis das Salz zurückblieb. In den nördlichen Ländern, wo die Sonne und die Luft nicht die Kraft hatten, das Meer-salz zutage treten zu lassen, gewann man aus See-ang mühsam etwas unreines Salz.

Das Salz wurde bei fortschreitender Zivilisation den Menschen immer unentbehrlicher. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß es die Regierungen zu einer Einnahmequelle mach-ten und schon in frühesten Zeiten mit einer Steuer belegten.

Wer hat als Kind großes Entsetzen empfunden, der erzählt, daß der über-müdete Herkules, als er auch im Sommer schlafen zu können, die Wege dick mit Salz bestreuen ließ. Ähnliche Gefühle haben auch wir, zum Entsetzen einer alten kleinasiatischen Sage gehörten, von der Athena erzählt. Die Bewohner von Troas hatten von altersher das Recht, von dem reichlich vorhan-den Meer-salz soviel zu nehmen, als sie brauchten. Als nun der König Priamos das Salz mit einer Steuer belegte, verschwand es plötzlich. Erst als die Steuer aufgehoben wurde, war Poseidon versöhnt und das Salz erschien wieder.

Daß das unvernünftige, dauernde, erhaltende, belebende Salz bei einigen Völkern als heilig galt, kann keine Verwunderung hervorrufen. Plutarch erzählt, daß Heraklit gesagt hat: „Beiname ist vernünftiger als Unrat.“ Plutarch selbst führt fort: „Das Fleisch aber ist doch auch nur etwas Totes und ein Teil des Toten und das Salz, das es erhält, ist eine ihm zugeführte Seelenkraft.“ Die ägyptischen Priester durften kein Salz genießen, wenn sie sich den Göttern nahen. Bei den Griechen wurde erst in späteren Zeiten dem Opfer Salz beigemengt, während es bei den Römern von Anfang an dem Opfermehl zugefügt wurde.

Aber nicht allein das Salz war heilig, sondern auch das Gerät, in dem es aufbewahrt wurde. Das Salzfaß spielte bei den Römern eine große Rolle. Es erbeite sich weiter in der Familie und war meist aus Silber, selbst wenn das Haus und sein sonstiges Gerät nur klein und arm war.

Es war oft neben der Opferchale das einzige wertvolle Stück der Familie. Das Salz ist auch noch in neuerer Zeit mit dem Begriff von alter Sitte, Gastlichkeit, Freundschaft und Treue verbunden. Cicero nennt es das Bild der Freundschaft. Und wir pflegen zu sagen, daß man erst denjenigen einen wahren Freund nennen kann, mit dem man schon einen Schöffel Salz verzehrt hat. Bei den Griechen bedeutete denn auch das Salz brechen soviel als die Treue brechen. Die heutige Redensart, „Er ist so sparsam, daß er nicht einmal Salz gibt“, findet sich auch schon bei Homer.

So wie es noch in neuerer Zeit in einigen Ländern, z. B. in Rußland, Sitte war, dem Fremden Salz und Brot entgegenzubringen, so war es auch bei uns vor nicht sehr langer Zeit Brauch, in ein neues Heim zuerst Salz und Brot zu tragen, damit dieses zum Leben Nötige im Hause niemals ausgehe. Denn „Salz und Brot macht die Wangen rot und schlägt den Hunger tot.“

Deutscher Volkshumor

Von W. Schumann.

Lieber Leser! „Mit Günst, und nichts für ungut!“

Wir Deutsche necken, foppen und hänseln uns nun einmal gern. Jeder ist der Zielscheibe des Wohlwollenden ausgelegt. Ein Blick in die humo-ristischen Blätter zeigt sogar, daß Leute von Rang und Namen am meisten hofhaften Scher-zen ausgelegt sind. Reichspräsident, Reichs-kanzler, Dichter, Schauspieler . . . jedem wird ein Spottverschen angehängt. Es ist uns allen die eigentümliche Gabe angeboren, die nährischen Seiten unserer Mitmenschen schnell herauszufinden oder ihnen lächerliche Züge und Streiche nachzusagen.

Namentlich in den Dörfern und kleinen Städten pflegt man diese zweifelhafte Kunst. Fast jeder Ort hat seinen „sonderbaren Kaug“, seine „Narrenfigur“. Jede größere Gemein-schaft hat ihren: Hufenfuss, Grobian, Lügen-schmied, Pechvogel, Konfusionsrat oder einen anderen „sonderbaren Heiligen“. Aber nie bleiben diese Personen reines Naturprodukt, sondern immer wird das Burleske, Komische, Nürrische an ihnen vom dichterischen Humor der Nachbarn durch Uebertreibung oder Erfin-dung gesteigert und noch burlesker gemacht. Manche von diesen Scherzen sind recht grob und ungebührlich. Von Verblümtheit ist gewöhnlich keine Rede. Man hört sie in der Schenke des Dorfes und im Katscheller der Stadt. Aller-dings ist die Fopperie in der Regel nicht böse gemeint, und das alte Sprichwort gilt: „Was sich liebt, das neckt sich!“ Selbst wenn die Neckerei sehr ungar ist. Auerbach hat einmal gesagt: „Gut: verhäte, daß das Necken an der deutschen Landsleute abkomme! Es wäre das ein übles Anzeichen, daß auch das Lieben bei ihnen abgekommen sei!“

Eine ganze Anzahl feltamer Familiennamen dankt diesem Hange zu Neckereien ihre Ent-stehung. Man denke an Rindsmaul, Ziegen-barth, Krautwurst, Katzenellenbogen, Witten-entzweg, Käsebir, Wrahering, Schimmel-pennig . . . In dem humoristischen Fabulieren ist man sogar so weit gegangen, daß man vor dem Heiligsten nicht Halt gemacht hat. Dem Welt-heiland sind allerlei Schwänke in den Mund gelegt. Gott ist in manchen Geschichten wie König Nobel im Reinde Ruchs aufgefäht. Selbst den Teufel hat man nicht verschont, son-der ihn in hundert lustigen Anekdoten als Ge-prellten dargestellt. So find im Laufe der Zeit ganze Berufs-klassen, ganze Orte und Land-schaften in den Bereich ihrer Schnurreiseri-chen Behandlung von Menschen und Dingen gezogen und mit neckischen Anhängeln bedacht worden.

Zunächst sei daran erinnert, daß eine ganze Anzahl von Gewerben vom Volkswitz Spitz-ramen erhalten haben. Der Schuhmacher ist ihm ein Pechvogel, der Seemann eine Leer-jacke, der Sellar ein Galgenpompentier, der Händler ein Tüchtkrämer, der Apotheker ein Pillendreher.

Zahllos sind die Schwänke, mit denen der Bauer einst an Pastören und Lehrern sein Wüt-chen kühnte. . . . die größte Bursi muß seine sein, der arme Dorfschulmeisterlein! Der Unteroffizier flucht und wettert im Volksmund ohne Unterlaß. Ein Untmann kann nur „sau-grob“ sein. Der Matrose ist und bleibt ein gut-mühtiger Tölpel. Die Leineweber gelten als Sanger-leider . . . mit Fasten halten sie Zusam-menkunft“, heißt es in dem Volksliede. „Die Zimmerleut und Maurer sind die ärgsten Lauer-er, während sie essen, messen und sich besinnen, ist der halbe Tag von ihnen“. Von den Schul-machern sagt ein alter Spottvers:

Montag ist des Sonntags Bruder, Dienstags liegen sie auch noch im Ruder,

Mittwoch gehen sie nach Leder, Donnerstag kommen sie meber, Freitag schneiden sie zu, Samstags machen sie Pantoffeln und Schuh.“

Reichlich hat endlich der Geist des Schaber-nachs das ehrsame Handwerk geäußt und mit der Laune seines Spottes begossen, das unser sterbliches Teil mit Kleidern verlor. Es wird behauptet, — allerdings ist es nicht erwiesen, — daß ein neunmündig Schneider auf einem Kartenblatt einen Ball abgehalten haben und, nachdem sie sich insgesamt aus einem Fin-gerhut betrunken hatten, beim Tange durch einen Ziegenbock erschreckt worden sind, sodaß sie alle zum Schlüsselloch hinausprangen. „Was ein echter Schneider ist, der muß wiegen Gesellen!“ — Das Sprichwort, daß neun Schnei-der an einem Ei genug hätten, war schon zu Euthers Zeiten bekannt. Für dumm haben sie aber niemals gehalten. Im Gegenteil, im Märchen überlistet ein schlaues Kleiderkünstler soan der Teufel, und ein Reimspruch lautet: „Mutterlist und Schneidertrug: dem Teufel selber find zu klug.“

Wir begnügen sodann ganzen Stämmen, denen die Nechtheit der Nachbarn Mängel, Schwächen oder Narheiten angehängt ha-ben. Die Scherzen sollen knausernde Hunger-leider sein, deren Lieblingsgericht Kalbsbraten mit Backpflaumen und deren Lieblingsgetränk der „Blümchenkaffee“ sein soll. „Ach, mei kuttertes Herrchen . . . ein Schälchen Heehen, aber recht süß!“ „Ei Herrjesel!“ und „nu eben!“ sind Ausrufe, mit denen jeder, der einen Scherzen sprechen läßt, dessen Rede verzieren zu müssen meint. Die Vommern und Wagnen ge-len als grob und ungelin. Die Seffen sind blind. Vor allem find aber die Schwaben Ziel-scheibe des Wises und der Spottlust der übrigen Deutschen gewesen. Sehr alt sind die Behaup-tungen, daß die Schwaben erst mit vierzig Jah-ren klug werden, daß sie bis dahin allerlei „Schwabenstreich“ begehen, daß sie nur vier Sinne haben, daß sie kein Herz, aber zwei Magen besitzen, daß sie, wenn ihnen die Braut am Karfreitag stirbt, noch vor Ostern heiraten, und dergleichen Pöffen mehr. Die Mär „Von den sieben Schwaben“ ist allbekannt.

Endlich konzentriert sich der Humor auf einen bestimmten Ort. Es sind die deutschen Narren-städte. Die Schildbürger sind allgemein be-kannt als solche, die alles verkehrt anfangen, das Licht in Säden zum Rathaus tragen, das gute Wetter in einer Schachtel verschicken, einen Balken quer durch das Stadtor tragen wollen, ihre Nasen in den Sand stecken, danach die Köcher zählen, um so festzustellen, wieviel Per-sonen sie sind. Viel Heiterkeit ruft es hervor, wenn man erzählt, daß die klugen „Schild-bürger“ einst einem Schwindler einen Kürbis als ein Geleise abkauften. Der Bürgermeister soll es ausbitten. Nach einer Weile entrollt ihm der Kürbis in einen Busch, wo er einen Sack aufschreut, über den sich die Leute freuen. In der Meinung, er sei der ausgebittete Gele-se gewesen. Dem Schildbürger stehen in anderen deut-schen Gauen zahlreiche Städte gleich, wo sich die Rüche und Wölfe „Gute Nacht!“ sagen und die Hunde mit dem Schwanz bellen. Es sei nur an Burghude, Kleinkleidersdorf und namentlich an das medienburgische Tator, dem auch Fritz Reuter durch seine „Rüchen und Rie-mels“ zu unsterblichem „Ruhm“ verholfen hat, erinnert.

Nordlandsfahrt 1925

Reisebilder von Fritz Berse, Altena.

Tromsø — Nordkap.

Sonntag ist's. Zugleich mit dem Bedruck halt es durch's Schiff: Tromsø, die größte Stadt der nördlichen Polarregion in Sicht!

Alles ist schnell bei der Hand. Die Bull-äugen der Rabinen sind belagert. Frühaustrichter promeneren bereits auf Deck, mit dem Feld-stecher das näher rückende Stadtbild eifrig nach besonderen Sehenswürdigkeiten absuchend.

Doch nicht lange kann sich das seemüde Auge dieses interessanten Anblickes erfreuen. Schnell wird die lang dahingestreckte liegende Stadt passiert und weiter nordwärts geht's.

Heute soll das Nordkap, der Wendepunkt unserer Seereise erreicht werden. Charakteri-stische Anzeichen deuten schon darauf hin: Das Pflanzenleben schwindet mehr und mehr. Die Gegend nimmt arktischen Charakter an.

Ein Vorzeil ist uns noch gefleht. Der Vogel-berg. Warum er so und nicht anders heißt, das ist uns gründlich klar geworden, als unser Dampfer ihn mit einem für nördliche Verhält-nisse äußerst zarten Kanonenschuß begrüßte. Aber er hat seine Absicht erreicht, denn laufend

und aberkautend kleiner weißer Vögel, die zwischen den Felsen ihre Schlupfwinkel haben, hat er aufgeschreckt. Ihr Durcheinanderwir-beln in den Lüften gibt einem mehr als reich-lichen Schneefall in unseren Gegenden für-nach nichts nach. Schade, daß wir von die-sem prächtigen Anblicke gar so schnell Abschied nehmen mußten.

Das Abendessen ist eingenommen. Immer noch geht's nordwärts. Eine Unruhe beschleicht die Passagiere. Die See ist bewegter gewor-den. Der Himmel ist stark bedeckt. Das Ge-spens der Ungewissheit schleicht durch die Rei-chen. Das Ausbooten und damit das erste Festsetzen des Nordkaps ist in Frage gestellt. Dennoch macht sich alles marschbereit. Die Jugend spricht von frischem Wogen und tat-frohem Erleben, das Alter preist die ruhige Bestimmung. Ueber beiden aber thront wie eine Spöling die Schiffsleitung. Mit ungeminderter Fahrt durchschneidet der „Monte Sarmiento“ die schwer anrollende See. Das Ziel ist er-reicht. Die Vorbereitungen zum Klarmachen der Barkassen, die uns stets ohne Verbot an Land bringen, werden immer noch nicht ge-trafft. Unbehindert um das Verlangen mancher Reisenden, bleiben sie wider alles Erwarten in ihren Tauen hängen. Da wird es uns klar: mit dem mitternächtlichen Wind vom Nordkap aufs Eismeer gibt's nichts. Den-noch wird es erobert von zweien: den Augen und dem Geiste! Wie sie die schmelzenden Nei-bel verfolgen! Wie ihnen steigen sie auf und nieder. Jetzt werden sie emporgewirren — der Weg wird frei und was den Weinen verlagert blieb, der Geist hat Besitz ergriffen von dem 307 m hohen verwitterten Schieferfelsen, der trotz seiner geringen Höhe einen imposanten Eindruck macht. Und von ihm, dem äußersten Vorposten Europas gegen die Stürme des Eis-meeres, geht deutscher Wandergeist durch alle Welten.

Grauen erweckt ein Blick in die rauschenden Tiefen. Die Wellen peitschen einander. Wasser-berge türmen sich zu gewaltiger Höhe. Die schwere Brandung springt wie stürmende Fein-de gegen die steilabfallenden Felsen an, weiß-schäumige Wogenköpfe pressen kraftlos in sich zusammen. Gischtschloßen flattern, riesenhaften Schmetterlingen gleich, an dem Gestein in die Höhe.

Ein erschauernd Spiel der Natur, das noch auf Stunden unser Herz bewegt.

Ein „niedliches“ Vorratskammerchen.

Schiffsverpflegung ist ja allgemein als gut bekannt. Ob die behaglich speisenden Passa-giere auch schon einmal darüber nachgedacht haben, was ein Dampfer für die Reise in sei-nem Riesengeleis verflauen muß? Die nachfol-genden Mengen, die nur wenig von dem sind, was zu unserer Nordlandreise mit genom-men wurde, mögen einen kleinen Blick in die Speisekammer des „Monte Sarmiento“ ver-mitteln. Er hatte an Bord: 65 000 Eier, 4 000 000 Liter Frischwasser, 47 000 kg frisches Ochsenfleisch, 120 000 kg Kartoffeln, 45 Zentner Kaffee, 400 kg Tee, 5 000 kg Zucker, 65 000 Mehl. Die Vorratskammer stellte jeden Morgen 8 000 frische Brötchen her. Der Rüche fiel es nicht schwer, in fünf Refektorien in kürzester Frist 2 000 Liter frische Suppe zu kochen.

Es bleibt den Hausfrauen unter unseren Passagieren anheim gestellt, zu errechnen, wie lange diese Mengen für ihren Haushalt reichen würden.

Sammerfest. Soeben haben wir einen Blick in die Wiege des Rebertrans geworfen: Sammerfest! die nördlichste Stadt der Erde mit sicherem Hafen Handels mit den Russen im Gouvernement besten Schiffsverkehr ein großartiges Bild des Archangelsk bietet, hat uns für die Stunden einer Vormittags aufgenommen.

Wohin das Auge schaut: nichts als Fisch! Von weitem glaubt man fast, Sammerfest's Be-wohnerinnen haben große Strumpfwäsche. In der Nähe betrachtet aber reißt sich auf den un-gedulden Reinen Fisch an Fisch. Im Norden der Stadt, an der Grömmool-gade liegen die Tranfiedereien. In unheim-lichen Mengen wird vom Schiffe aus das „Sch-mal“ — der Dorsch — in Voren zur Ver-arbeitung, bei der Arbeitstellung oberstes Prin-zip ist, herangefahren. Maschinelle Einrich-tungen, außer einer Kapsel zur Entfernung der Schuppen, sieht man nicht. In der von uns be-sichtigten Anlage füllen zwei biedere, alte Norweger ihr Lebenssaft tagtäglich damit aus, die Eingeweide aus den Fischen zu ent-fernen, wobei mit besonderer Sorgfalt die Le-ber getrennt gelegt wurde. Der Fisch wird ge-reinigt, d. h. er wird einige Male durch das Wasser gezogen und nimmt von Sammerfest aus seinen Weg in die weite, weite Welt, wo er in der östlichen Zeit den Freunden der Fisch-

speise als Stockfisch besonders willkommen ist. Die Lebern aber kommen nach entsprechender Vorbereitung in die großen, übereinanderlie-genden Kessel, wo aus ihnen der berühmte Rebertran bereitet wird. Von diesen Siebe-reien aus verbreitet sich über Sammerfest ein unsere Geruchsnerven wenig angenehm berüh-render Trangeruch, der geradezu für die Stadt charakteristisch ist.

Wer von dem freundlichen Anerbieten der Siederei, ein Gläschen Tran zu kosten, Ge-brauch gemacht hat, findet auf seinem Gange zu den anderen Sehenswürdigkeiten Sammer-fest's Gelegenheit, im Schauen zu verbaufen.

Zu nennen sind die Kaufmannshäuser und Magazine. Beim Einkauf von Fellen — Eis-bären — staunt man über die enormen Preis-unterschiede, die aber ihren Grund berechtigter Weise in den Sommer- und Winterfellen haben. Sonst sind nördliche Erzeugnisse fast in jedem Laden zu annehmbaren Preisen zu erhalten. Am billigsten sind Nenniergewebe, die oft von hier aus als „auf der Reise erledigt indies Heimat“ wandern sollen. Auch wir hatten an Bord eine ganze Reihe dieser beutegerigen Nimrode, die namentlich in Hamburg bei der Ausschiffung allen Leuten mit ihren Jagdtrophäen im Wege standen, deren einziger Vorzug darin be-stand, daß sie bei der enormen Hitze als Gar-berobekleidung dienen konnten.

Gibt man um den Hafen nördlich herum, so kommt man in einer halben Stunde nach Zug-luaes, früher ein großes Handelsfactorei, wo Ed-ward Sabine 1823 seine berühmten Pendelver-suche machte, die er später auf Grönland fort-setzte. Hier sieht auch die Meridianssäule an der Stelle, wo die von Rußland, Schweden und Norwegen gemeinschaftliche Gradmessung gegen den Norden abgeschlossen ist. Die lateinische und norwegische Inschrift heißt in der Ueber-setzung:

„Nördlicher Endpunkt des Meridians 25,20 welchen vom Eismeer bis zum Tonausfluß durch Norwegen, Schweden und Rußland auf Befehl und Oberleitung des erhabenen Königs Oskar I. und der erhabenen Kaiser Alexander I. und Nicolaus I. in den Jahren 1816—22 in ununter-brochener Arbeit die Geometer der drei Natio-nen ausgemessen haben. Breite 70° 40' 11,3".“

Von hier hat man auch einen Blick auf einen auf einer Anhöhe liegenden ganz in uns ge-nüchtem Stil — sonst ist in Sammerfest der für Norwegen typische Holzbau, oft nicht allzu einladend aussehend, vorherrschend — ersehen. Der Neubau eines großen internationalen See-mannshospitals, den ein deutscher Architekt entworfen hat.

Noch ein wichtiges und auf Anraten der Schiffsleitung nicht zu übergehendes Gebäude wartet unseres Besuches: Das Bingenhospital, der nördlichste Vorposten deutscher Caritas.

Hier hörten wir das schnarrende Getöse un-serer Schiffs sirene, die uns gebietend Wä-ndel nehmen ließ von der Stadt der Erde, in der die Sonne vom 14. Mai bis 30. Juni über dem Horizont bleibt und dafür vom 21. No-vember bis zum 22. Januar überhaupt nicht aufgeht.

Schluss folgt.

Volkswirtschaftliches aus dem alten Inkarreich Peru

Von Otto R. Cervaia.

Wie eine Utopie mutet es an, liest man heute von dem Staat, der an seiner Ueberorganisation zugrunde ging. Um 1500, als Pizarro seine ersten Landungen an Perus Küste veruchte. — Das Land war in Drittel geteilt. Ein Drittel gehörte dem Sonnengott, ein Drittel dem König und das letzte Drittel den Bewohnern des Landes. Jeder einzelne erhielt genug Land für seinen Bedarf; ein kinderloses Ehepaar be-kaam ungefähr 400 Quadratklafter, das ent-spricht einem Quadrat von etwa 680 Metern. Der Boden wurde, bevor er an die einzelnen, neu gegründeten Familien abgegeben wurde, ertragfähig gemacht. Auf Staatskosten. Zu diesem Zweck, so berichtet Garcilaso de la Vega (In deutscher Ausgabe unter dem Titel „Pizar-ro, Der Sturz des Inkareichs“ von Dr. H. G. Bonte bei Brockhaus in Leipzig erschienen) wurde ein Trupp sehr tüchtiger Ingenieure be-auftragt, Randle und Wassergräben durch das Land, das sehr regenarm war, anzulegen, da-sonst keine Aussichten auf eine ertragreich Ver-wirtschaftung geboten waren. Süssiges Land wurde terrassenförmig abgeteilt, Felsen mit Erde bedeckt und Wasser in Gräben von 10—15 Meilen herangeleitet.

Der Boden wurde auch seiner Qualität nach verteilt. Jeder erhielt gutes Land, auf dem Mais gedieh, aber auch geringeres, das nur Ge-lümme oder Tabak tragen konnte. Nicht jedes Jahr ließ man das Land bearbeiten, sondern

nur ein oder zwei Jahre, um es dann zur Er-holung brachliegen zu lassen.

In der Bearbeitung verfahren die „Heiden“ nach einem ganz bestimmten Plan. Zuerst wurde das Land der Witwen, Waisen und Schwachen bestellt, dann das Land der Sol-daten, die im Kriege abwesend waren. Weiter machte man sich daran, das eigene Land zu be-stellen oder abzuräumen, wobei man sich wech-selst unterließen mußte. Zuletzt kam das Land der Adligen dran.

Vega berichtet uns, wie einmal ein Aufseher, der als Beamter und „Lenker des Dorfes“ über die genaue Reihenfolge in der Bearbeitung des Landes zu machen hatte, den Acker eines ihm verwandten Adligen zuerst, vor dem Stück einer Witwe, bearbeiten ließ. Er wurde dafür an einem auf dem Acker dieses Verwandten errichteten Galgen aufgehängt. Ganz zum Schluss zog man gemeinsam zur Arbeit auf das Land des Königs.

Reichte das Land oder die Ernte für einzelne Bewohner nicht aus, so wurde ein Stück von dem Königs oder des Sonnengotts Land diesen zugewiesen.

Die Acker düngte man mit Menschenkot, um ihre Fruchtbarkeit zu steigern. An den Kü-sten düngte man mit Fischen, und zwar steckte man die zu Samen bestimmten Maiskörner den Fischen ins Maul.

In den wasserarmen Gegenden war auch der Verbrauch des Wassers genau geregelt. Man wachte aus Erfahrung, wieviel ein Feld benö-tigte. Kein Mensch wurde dabei bevorzugt. Stoff für die Bekleidung wurde aus Wolle für den größten Teil der Bevölkerung von den Schafen des Inka oder des Sonnengottes ge-wonnen. Eine bestimmte Proving lieferte Schurwerk, da man dort Ueberfluß an Hanf hatte, der aus den Blättern eines bestimmten Baumes hergestellt wurde.

Als Tribut bestellte das Volk dem Könige die Acker und lieferte die Ausrüstung für das Heer. Das waren die einzigen Abgaben. Frei davon waren die Krüppel. Diese mußten von Zeit zu Zeit eine Röhre voll Linsen abliefern, damit sie, von allen körperlichen Steuern be-freit, sich dieses Vorzuges nicht rühmen sollten.

Gold, Silber und edles Gestein, das die In-kahönige in so verschwenderischer Fülle be-saßen, zählte nicht zum Tribut. Mit Gold konnte man weder etwas kaufen, noch sich irgend etwas Notwendiges verschaffen. Auch die jungen Leute waren im ersten Jahre ihrer Ehe von allen Abgaben befreit, in gleicher Weise alle alten Männer über fünfzig Jahre.

Mit dem Eindringen der Spanier hörte natürlich auch diese Organisation auf und der Staat zerfiel.

Die Bismarrie

Von Wilhelm Hochgrebe.

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nimmer los.“ Diese Worte aus dem „Zauberlehrling“ konnte der Fürst Colloredo-Mansfeld anwen-den, als er sah, daß die auf seiner böhmischen Besitzung Dobris im Jahre 1905 in etwa 10 Paaren eingeführten Bismarrien sich zu einer Plage des Landes entwickelten. Heute ist die Bismarrie in Böhmen und den angrenzenden Landesstrichen fast Tagesgespräch, und darüber hinaus liest man von ihr oft in allen Zeitungen. Die Bismarrie lebt in ihrer amerikanischen Heimat vornehmlich von Wasserpflanzen und liefert dort einen weichen und glänzenden und deshalb geschätzten Pelz. Tager glaubte der böhmische Fürst, seinem Lande und Europa ein Geschenk zu machen, wenn er dieses Pelztier einbürgerte.

Infolge der günstigen Lebensbedingungen, die die böhmischen Flußläufe bieten, entwik-kelte sich die beinahe kaninchenartige frucht-bare Tiere derart, daß sie heute in Böhmen nach Millionen zählen und daß sie sich über die Grenzen hinaus nach Mähren, Bayern und Sachsen ausbreiten mußten. — Obwohl die Bismarrie ein Wassertier ist, folgt sie nicht nur den Flußläufen, sondern sie steigt auch über die Berge.

Die Bismarrie hätte diese Vermehrung und Ausbreitung nie erfahren, wenn sie hinsichtlich ihres Pelzes, namentlich zu Beginn ihrer Ein-bürgerung, wo er sehr schlecht war, keine so große Enttäuschung darstellte, sondern die Er-wartung, wozu der amerikanische Schlag be-rechtigte, erfüllt hätte. Dann hätte man ihn jedenfalls von allen Seiten und mit so großem Eifer nachgestellt, daß ihre Ausbreitung ein-gedämmt worden wäre. Die europäische Bismarrie aber, wie wir sie heute nach ihrer Ueber-schreitung der böhmischen Grenzen nennen müssen, ist nicht nur an Pelzwert bestrafungslos, ihre schnelle Vermehrung hat auch ihren Geschmacksinn gewandelt, indem sie sich vom reinen Pflanzenfresser zum Fleischfresser

umgewandelt hat. Jeder erhält gutes Land, auf dem Mais gedieh, aber auch geringeres, das nur Ge-lümme oder Tabak tragen konnte. Nicht jedes Jahr ließ man das Land bearbeiten, sondern

nur ein oder zwei Jahre, um es dann zur Er-holung brachliegen zu lassen.

In der Bearbeitung verfahren die „Heiden“ nach einem ganz bestimmten Plan. Zuerst wurde das Land der Witwen, Waisen und Schwachen bestellt, dann das Land der Sol-daten, die im Kriege abwesend waren. Weiter machte man sich daran, das eigene Land zu be-stellen oder abzuräumen, wobei man sich wech-selst unterließen mußte. Zuletzt kam das Land der Adligen dran.

Vega berichtet uns, wie einmal ein Aufseher, der als Beamter und „Lenker des Dorfes“ über die genaue Reihenfolge in der Bearbeitung des Landes zu machen hatte, den Acker eines ihm verwandten Adligen zuerst, vor dem Stück einer Witwe, bearbeiten ließ. Er wurde dafür an einem auf dem Acker dieses Verwandten errichteten Galgen aufgehängt. Ganz zum Schluss zog man gemeinsam zur Arbeit auf das Land des Königs.

Reichte das Land oder die Ernte für einzelne Bewohner nicht aus, so wurde ein Stück von dem Königs oder des Sonnengotts Land diesen zugewiesen.

Die Acker düngte man mit Menschenkot, um ihre Fruchtbarkeit zu steigern. An den Kü-sten düngte man mit Fischen, und zwar steckte man die zu Samen bestimmten Maiskörner den Fischen ins Maul.

In den wasserarmen Gegenden war auch der Verbrauch des Wassers genau geregelt. Man wachte aus Erfahrung, wieviel ein Feld benö-tigte. Kein Mensch wurde dabei bevorzugt. Stoff für die Bekleidung wurde aus Wolle für den größten Teil der Bevölkerung von den Schafen des Inka oder des Sonnengottes ge-wonnen. Eine bestimmte Proving lieferte Schurwerk, da man dort Ueberfluß an Hanf hatte, der aus den Blättern eines bestimmten Baumes hergestellt wurde.

Als Tribut bestellte das Volk dem Könige die Acker und lieferte die Ausrüstung für das Heer. Das waren die einzigen Abgaben. Frei davon waren die Krüppel. Diese mußten von Zeit zu Zeit eine Röhre voll Linsen abliefern, damit sie, von allen körperlichen Steuern be-freit, sich dieses Vorzuges nicht rühmen sollten.

Gold, Silber und edles Gestein, das die In-kahönige in so verschwenderischer Fülle be-saßen, zählte nicht zum Tribut. Mit Gold konnte man weder etwas kaufen, noch sich irgend etwas Notwendiges verschaffen. Auch die jungen Leute waren im ersten Jahre ihrer Ehe von allen Abgaben befreit, in gleicher Weise alle alten Männer über fünfzig Jahre.

Mit dem Eindringen der Spanier hörte natürlich auch diese Organisation auf und der Staat zerfiel.